Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 207 (1928)

Artikel: Der Kreuzackerhof : eine Geschichte für das Volk
Autor: Bächtiger, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374801

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Untergeschoß, das wir noch besuchen wollen, sind die kulturhistorischen Spezialsammlungen ausgestellt. Wir treffen da eine Abteilung für das Zunftwesen, die Erzeugnisse der Kunstschlosserei, eine große Kollektion von Wirtshausschildern, Geräte für die Milchwirtwirtschaft, eine Abteilung für Maße und Gewichte, eine Apotheke, eine Küche, einen Raum für Familienaltertümer, einen solchen für das st. gallische Zinngießergewerbe, anschließend einen Raum für die Produkte des Hafner- und Töpfergewerbes. Die Halle des Untergeschosses birgt die Objekte der Hausindustrie: Webstühle, Spinn- und Spulräder nebst der ältesten Stickmaschine unserer Gegend. Dazu kommen Denkmäler des Verkehrswesens: Rennschlitten, Pferdegeschirre, Zug- und Ackergeräte. — Ein kleiner anschließender Raum birgt die Zeugen der strengen Rechtspflege in alter Zeit: Richtschwerter und Folterwerkzeuge. — Zum Schlusse statten wir der Wandelhalle des Hofes einen Besuch ab, wo Steinskulpturen, Bauteile und gotische Flachschnitzereien ausgestellt sind. — In der Toreinfahrt haben die Feuerlöschgeräte ihren Platz gefunden, die zur Zeit unserer Väter, so oft die dumpfen Schläge der Sturmglocke Stadt und Dorf durchgellten, ihre Dienste leisten mußten.

Damit haben wir unsern Rundgang durch das Historische Museum beendet. Er hat uns von dem einfachen und doch oft so bewegten Leben unserer Vorfahren erzählt. Je mehr wir uns in das Studium der einzelnen Abteilungen vertiefen und je mehr wir die Kultur vergangener Tage mit der heutigen vergleichen, um so mehr wird der Besuch des Museums zum Genuß und Erlebnis werden.

Der Kreuzackerhof.

Eine Geschichte für das Volk von **Jos. Bächtiger.**

I.

Da läuft eine Straße mitten durch eine Ebene saftiger Wiesen. Aus einem tiefen Tobel sich heraufwindend, führt sie dann schnurgerade und topfeben eine halbe Stunde übers Feld, versinkt gegen Abend wieder in eine Schlucht, kriecht an einer Säge und Mühle vorbei und steigt überm Bach haldenlang zum nächsten Dorf hinan.

Und just jetzt verschandelt ein junger dunkelhaariger, gelbhäutiger Bauer verbissenen Gesichtes eine zierliche Reihe alter Vogelbeerbäume, die zu beiden Seiten am Bord der Straße stehen. Der eine ist schief gewachsen, der andere vom Sturm geknickt, und wieder einer steht frisch da mit einer unversehrten Krone. Der Wind spielt mit dem feingefiederten Laub, und glühend rote Fruchtdolden heben sich vom blauen Spätsommerhimmel ab.

Der Bursche sägt die Stämme handhoch überm Boden kurzweg mit der Sparrsäge ab. Sind ihm die Bäume im Weg? Schaden sie ihm etwas? Stechen sie ihm in die Augen, daß er sie nicht ansehen mag? Hat er Mangel an Holz, daß er sich auf alte, vernarbte, verkrüppelte Vogelbeerstämme verlassen muß? Aus lauter Lust tut ers. Es macht ihm ein grimmes Vergnügen, die Stämme umzubringen. Er könnte wohl einem Menschen herzlos die Beine absägen...

Nun ruft eine Weiberstimme aus dem Haus vorn an der Straße, das da eine Landschenke am Wege ist und den Namen „Zum Rank" trägt.

Der junge Bauer schaut erst auf den dritten Ruf auf. Ob er es verstanden oder nicht, er schreit unwirsch zurück: „Was gibts?"

Vom Haus her schreit man: „Lisbeth ist da! Komm!"

Zuerst sägt der Bursche noch einen kurzengeraden Stamm um, läßt die gefällten Bäume am Wege liegen, wie sie gefallen sind, hängt sich die Säge an die Achsel und stampft nun mit kurzen Schritten heimzu.

Bei der Schenke angekommen, ruft die Mutter den Burschen in die Küche. In der Wirtsstube sitzt ein Gast hinter einem Schoppen; deshalb muß die Aussprache in der Küche gehalten werden. Diese ist weit und groß. Tief hängt der rußige Rauchfang herab. Auf dem Herde brodelt in einem Kessi die Kost für die Schweine. Blumiges Geschirr auf dem Gestell, blitzblankes Kupfergerät auf den Bänken; in der Ecke eine schneeweiß gescheuerte Milchtanse und in der Mitte der Küche ein mächtiger Tafeltisch aus Schiefer und Eichenholz.

Da stehen nun Mutter und Tochter beisammen. Die Mutter ist klein, etwas überbaut und vornüber geneigt; im Gesicht stehen ihr die Backenknochen weit hervor. Das Haar trägt sie an einem silbernen Pfeil, der quer durchgestoßen ist. Die ungewöhnlich großen Hände sind in die Hüfte gestemmt. Diese Stellung hat sie sich angewöhnt, wenn sie mit den Leuten redet.

Die Tochter ist hochgewachsen, eine volle, kräftige Gestalt. Das Gesicht ist so frischrot, als wollte ihr das Blut überlaufen. Kleine kirschschwarze Augen glänzen daraus hervor. Kerngesunde, frische Zähne gleißen im Mund; die breiten, roten Lippen sind leicht aufgeworfen. Ueber der etwas niedern Stirne wellt ein schweres, tiefschwarzes Haar.

So sind Mutter und Tochter nicht gleicher Art. Sie sind auch nicht des nämlichen Blutes. Jene andere, welche die Tochter geboren hat, liegt seit zwanzig Jahren schon auf dem Friedhof, droben

auf der Höhe bei der Wallfahrtskirche. Und diese hier, die mit der Tochter redet, ist die Stiefmutter. Eigen Blut ist der Bursche, der nun über die Schwelle tritt und kurz und verdrüssig der Schwester die Hand reicht. Die Leute sagen, daß er dem Vater gleiche, der auch schon verstorben ist, also, daß nun die Mutter als Witwe die Wirtschaft selber führt, zu der die Schenke, die Stallungen mit einem Dutzend Stück Großvieh, Wiesen, Aecker und Wälder gehören. Zum Haushalt zählen sich neben dem Erstgebornen noch zwei jüngere Buben. Diese sind Zwillinge und der Mutter besonders ans Herz gewachsen. Die quälerische, verschlagene Art des Aeltesten behagt ihr nicht recht. Es fiel für ihn mancher Verweis ab, darnach er sich aber nicht kehrte. Vom seligen Vater hatte er diese Art nicht; denn dieser war ein frohgemuter Mensch gewesen, der für sein Leben gern gesungen und gejodelt hat. Irgend etwas Fremdes, Widersetzliches, Teuflisches war in den Burschen gefahren, und seit er volljährig geworden, liebt er es, den Meister auf dem Hofe zu spielen, was ihm aber die Mutter nicht zuerkennen will; denn sie führt mit fester Hand die Zügel der Wirtschaft.

„Bist du da?" frägt der Bursche.

Die Mutter antwortet für die Tochter: „Es gibt eine Neuigkeit. — Kannst es nicht erraten!"

„Was wirds sein! — Geht sie aus dem Dienst?"

„Heiraten will sie..."

„Meinetwegen!"

Die Mutter fährt fort: „Es ist ein Bauer von Martinsberg, der sie gefragt hat. Er hat Geld..."

„Da gratulier ich der Schwester. Sie kanns brauchen..."

Selbst diese Botschaft scheint den Stephan nicht aufzubringen; es sei denn, daß ers der Lisbeth mißgönnt, einen Mann mit Geld zu bekommen. Er hätte das Vermögen lieber in der eigenen Tasche.

Und es berichtet die Mutter weiter: „Den Kreuzackerhof will er kaufen...!"

Jetzt fährt der Bursche auf.

„Den Kreuzackerhof drüben...?"

„Den will er...!"

Also wird der künftige Schwager auch Nachbar, sitzt künftig auf dem schönsten Hof mit den neuen Gebäulichkeiten, dem schmucken Holzhaus, das seinen stolzen Giebel trägt, der neumodisch eingerichteten Scheune, wo man am Motor das Holz sägen und das Heu schneiden und ein ganzes Fuder hochziehen kann. Der künftige Schwager muß wirklich viel Geld haben, daß er sich an diesen Hof wagt.

Mißgünstig wirft er der Schwester die Bemerkung zu: „Wirst eine Herrenbäuerin, Lisbeth!"

Die Schwester lacht ihn gutmütig an. Ihr Gesicht ist noch röter geworden.

Des Burschen Erstaunen aber wird noch größer, da die Mutter berichtet, Lisbeths künftiger Mann wolle ihnen die Hungerwiese abkaufen, samt einem Teil des Streuelandes, das daneben liegt. Der Hof sei ihm zu klein, und er möchte die Hungerwiese einhandeln und kultivieren.

Der Bursche sagt darauf: „Du wirst sie ihm nicht geben?"

„Warum nicht? Wir haben Land genug, und die Wiese reut mich nicht."

„Ich wills aber nicht!"

„Er zahlt sie gut."

„Wir geben sie nicht."

„Da befehle ich, Bub! Ich hab es der Lisbeth zugesagt. Der Erlös reicht für die Aussteuer."

„Dann hättest du mich nicht zu befragen gebraucht."

„Daß du es weißt, hab ichs dir gesagt. Nächste Woche kommt der Bauer. Dann werden Hof und Wiese verschrieben."

Stephan dreht sich um und sagt im Hinausgehen, daß man ihn deswegen nicht hätte rufen müssen, wenn schon alles im voraus abgekartet gewesen sei. Er geht in den Stall. Ein Rind, das mit einem Hinterfuße im Streichgraben steht, erhält von ihm einen Tritt. Er ist sich gewohnt, seinen Zorn am armen Vieh zu kühlen.

Mutter und Tochter haben noch allerlei über die künftige Heirat zu reden. Ein solches Vorhaben bringt Sorgen und Arbeit in ein Haus. Die Tochter berichtet, daß sie den Dienst auf Martinsberg gekündigt habe. Sie werde nun an der Wäsche arbeiten. Wenn ihr Bräutigam nächste Woche zum Verschreiben komme, kehre sie mit ihm heim. Bis dahin komme eine neue Magd nach Martinsberg.

In den folgenden Tagen geht die Rede durch die Gemeinde, daß die Lisbeth aus dem „Rank" heirate.

Sie mache eine gute Partie und komme auf den Kreuzackerhof zu wohnen. Und man neidet sie und sagt, es gebe Leute, die fänden das Glück am Wege; es falle ihnen in den Schoß. Freilich, der Tochter kann man nichts Uebles nachreden; sie ist frohmütig, schaffig und dienstfertig. Beim Hochzeiter vermuten sie irgend ein Gebresten an Leib oder Seele; er hätte ja sonst mit seinem Geld unter den Töchtern des Landes auslesen können, und da wären denn doch noch andere Meitschi zu haben gewesen, als die Lisbeth...

*

Auf den verabredeten Tag kommt der Hochzeiter.

Es ist ein kleiner, blonder Bursche, scheint kaum der Schule entwachsen zu sein und zählt doch schon mehr denn dreißig Jahre. Ein lebhaftes Blut. Er klebt nicht leicht immer am gleichen Fleck, geht hierhin, dorthin; zu langweilig dünkt es ihn, auf dem Stuhl zu sitzen. Bald schaut er durchs Fenster, bald hält er sich am Ofen, oder er schreitet die Dielen auf und ab.

Das Gebaren deucht die Mutter etwas seltsam; aber sie redet sich die Sache aus, daß es seine Art wohl sei.

Wortkarg ist der Bursche nicht. Er redet gern, fast wie ein Advokat gescheit. Wo ers her hat, der Bauer!

Des Hochzeiters Geschichte ist einfach: Man heißt ihn Crispin. Er ist bei einer alten Tante in Martinsberg aufgewachsen. Sie hielt ihn schmal an Kost und Vergnügen. Da er so klein war und allzeit noch wie ein Schulbube aussah, kam er zu keiner Lehre an. Er half den Bauern bei der Arbeit aus, hütete zuerst das Vieh, half dann beim Heuen und Emden, im Herbst beim Obsten und Mosten und winters im Holz. Darauf ward er im Brandhof Stallknechtlein, zeigte sich flink und ankehrig, lernte das Füttern und Melken wie ein Großer und kam bald zu einem größern Viehstand in die Weihermühle. Dort diente er ein halbdutzend Jahre.

Da starb die Tante.

Als man hinter ihr Inventar ging, kam ein wackeres Vermögen ans Licht, daraus man sich einen ganzen Hof kaufen konnte. Und alles fiel dem Knechtlein zu.

So sah sich Crispin nach einer Liebsten um; denn er wollte ein Bauer werden. Die stattliche, blutvolle Lisbeth, mit den Kirschenaugen und dem dunkeln Haar, hatte ihm von Anfang in die Augen gepaßt. Die kleinen Leute schauen gern zu den Großen auf. Daß man sich mit ihr nicht den falschen Finger verband, wußte er auch. Er sah sie mit eigenen Augen in Haus und Feld arbeiten.

Der Jungbauer pirschte sich an die fremde Magd heran und war bald mit ihr übereingekommen, Hochzeit zu halten, sobald ein rechter Hof gefunden wäre.

Hier wußte Lisbeth Rat. Sie erzählte ihm vom Kreuzackerhof in ihrer Heimat. Er liege nächst ihrem Vaterhaus und sei zu erhandeln, weil er zur Stunde einem Güterhändler gehöre. —

Der junge Bauer findet den Hof gut und recht. Wohl rechnet er aus, daß ihn die Juchart hoch zu stehen kommt und daß er eine große Anzahlung zu machen hat. Aber der Hof steht am rechten Platz; der Boden ist einträglich. Man darf ein Stück Geld dran wagen.

Der Hof wird sein. Er zahlt dem Güterjuden bis auf die Gülten aus und legt auch seiner künftigen Schwiegermutter das Geld für die Hungerwiese bar auf den Tisch...

Ehe der Wein reift, wird Hochzeit gehalten.

Es geht dabei hoch zu und her. Der neue Kreuzhofbauer läßt sich nicht lumpen. An Essen und Wein ist Ueberfluß.

In einer überfrohen Laune trinkt der junge Bauer seinem wortkargen Schwager zu.

Dieser schaut ihn stechenden Blickes an, als sei der kleine Bauer ein Jagdtier, das er sich vor die Flinte erzwingen will...

II.

Crispin ist Bauer auf dem Kreuzackerhof.

Lisbeth schenkt ihm in den folgenden Jahren zwei Mädchen. Da braucht sie sich nicht nach Arbeit umzuschauen; diese schreit nach ihren Händen, wo die Mutter nur hinsieht.

Der junge Bauer ist mit einem Heißhunger hinter die Arbeit gegangen. Verwunderlich ist es, wie ein großer Wille in diesem kleinen Menschen drin steckt. Ein eigensinniger, heißer Wille. Er trägt es hoch im Kopfe, will so ein rechter Herrenbauer werden, von dem die Leute reden sollen. Er kauft sich einen Stall voll Vieh, mit dem er an der Herbstschau die andern Bauern ausstechen will. Ein Pferd muß her. Maschinen für die Heuernte werden gekauft. An die Scheune baut er einen Schweinestall für eine einträgliche Mästerei.

Ja, die Leute reden von ihm, so wie er es gewollt: Wie er herrisch hinter das Werk gehe, mit dem Geld nur so herumwerfen könne und wie man weit und breit sich umsehen müsse, bis man einen so gut eingerichteten Hof antreffe.

In den Fußstapfen des Lobes wandelt der Neid. An allerhand Gerede fehlt es nicht.

Alte, erfahrene Bauern, die ihm nicht etwa alle zuleid sind, schütteln ob seinem Tun die Köpfe. Crispin deucht sie ein Bauer, den das Geld im Sack brennt und ihm keine Ruhe läßt, bis es wieder fort ist. Kleine Leute haben oft so absonderlich große Gedanken; aber ihre Hand reicht nicht so weit, wie ihre Einbildung. Die Alten meinen, wer etwas mehr am Geld klebe und es sich dreimal besehe, ehe er es ausgebe, komme letztenendes doch weiter...

Nun hat sich Crispin noch etwas apart Großes in den Kopf gesetzt: Die Hungerwiese will er zu Kulturland machen.

Die Hungerwiese...

Sie steckt in rotem, stickigem Wasser, das nicht wegzubringen ist.

Einst ist darauf hundertfältige Frucht gewachsen. Es war in einem bösen Jahre, als eine klappernde

Dürre das ganze Land versengte, als zwei Jahre lang die Trockenheit das Land aussaugte. Da hat ein armseliger Bauer, dem die Wiese damals gehörte, seinen letzten Stumpen Korn in die Wiese geackert und bis zur Ernte Rüben gegessen. Die Saat ging auf und das Schuldenbäuerlein kam zu Geld...

Es ist nie mehr so gekommen. Sauer und sumpfig liegt die Wiese seit Menschengedenken im Grund und nährt dürftig das Röhricht und die Seggen...

Nun will der junge Bauer einen kühnen Schnitt durch den stauenden Hügel treiben und das Wasser in den Bach ableiten. An einem Spätherbst beginnt er mit der Arbeit, dingt sich ein Dutzend Grabknechte, steht selbst dabei und dirigiert wie ein Aufseher. Kreuz und quer zieht er Gräben durch die Wiese, sammelt das Wasser in einen zementenen Kasten, von wo es durch die Erdwelle seinen Weg nehmen soll.

Die Arbeit braucht mehr, als er sich zurechtgedacht und ausgerechnet hat. Sie regt ihn auf. Tagsüber steht er mit einem Kopf, der wie in einem Fieber steckt, bei den Arbeitern, herrscht und treibt sie unfreundlich an. Nachts kann er nicht schlafen, rechnetund mißt in Gedanken.

Lisbeth bedeutet ihm eines Tages, er hätte die Hungerwiese das bleiben lassen sollen, was sie gewesen. Es sei ein Land, das sicher einmal verflucht worden sei und hiegegen komme man nicht auf. Er verderbe sich so die Gesundheit, und es schaue doch nichts heraus, wenn er das viele Geld rechne, das er hineinwerfe.

Da fährt Crispin das Weib an, gibt ihm beide Ohren voll grobe Worte, und es ist das erstemal, daß die Frau über des Mannes Gebaren in einem verborgenen Winkel weint.

Seither wird der Bauer mit jedem Tag empfindlicher. Es gibt Zeiten, da ihm alles Blut im Kopf zu stecken scheint, als sei ihm ein Giftgas ins Gehirn gefahren. Er ist dann so seltsam, redet und handelt verkehrt...

Zudem pocht das Unheil beim Kreuzackerhof an: Wegen der Seuche muß er den ganzen Schweinebestand abtun. Da und dort klaubt ihm das Unglück hartfingerig ein schönes Tier aus seinem Viehstand heraus, und er muß sich als Ersatz mit leichterer, geringerer Ware begnügen.

Gegen den Frühling kommt der große Schlag. Man ist daran, an der höchsten Hügelwelle den Schacht durchzutreiben. Da wirft es noch einmal Schnee in schwerer Menge. Kurz drauf folgt Tauwetter und nachher tagelanger, heftiger Regen. Wie mit Gelten schüttet der Himmel auf die Erde. Da wird der Schacht lebendig. Er drückt das Sperrholz und die Bretter zusammen und stürzt in sich selbst ein. Eine lange, kostspielige Arbeit geht verloren. Das große Werk ist gescheitert...

Jetzt kommt der böse Wahn über den Bauern. Er fühlt sich verfolgt. Er fühlt die Glut am Kopf und am Leib. Er verschwört sich, daß die Leute ihn unsichtbarer Weise mit Feuer brennen können. Er hat keine Ruhe bei Tag und Nacht. Das Leiden hetzt ihn durch das Haus, durch den Stall, durch Wiese, Wald, und Feld. Die Verfolgung ist hinter ihm. Das Feuer brennt ihn...

Er sucht ein ganzes Dutzend Aerzte ab, patentierte und unpatentierte, solche, die einen durchspiegeln und andere, welche die Krankheiten aus dem Wasser und aus den Augen lesen oder mit Sympathie und magnetischer Kraft des Leidens Herr zu werden suchen. Keiner von allen wird aus Crispins Leiden klug, und keiner kann ihm helfen.

Die Leute spotten über ihn. Er habe sein Geld großhansig hinausgeworfen; was dem Bauer unter die Hand gerate, verkomme. Dazu sei er krank, und man wisse nicht einmal, ob es dem Manne im Blut oder im Kopf fehle.

Zu den Menschen, die ihm das Glück mißgönnt und sein Unheil lachenden Herzens hingenommen, gehört der Schwager Stephan. Er ahnt etwas Kommendes, das ihm gelegen sein wird. Das Unheil wird den Schwager vom Kreuzackerhof vertreiben. Dann will er sich ins warme Nest setzen, er, der Stephan...

Mit dem Kreuzackerbauer wirds immer schlimmer. Eines Abends flüchtet sich Lisbeth mit den Kindern zur Mutter, gesteht in zitternder Erregung, der Mann habe sie bedroht und nach einem Messer gegriffen...

Jetzt mischt sich das Amt ein. — Crispin wird in Gewahrsam genommen, als geisteskrank erklärt und in eine Anstalt gesteckt. Just der Stephan wird der Schwester Beistand und Vormund des Mannes

und soll ihr auf dem Hof haushalten helfen. Er macht sich, kraft seines Amtes, hinter die Schriften des Kreuzackerhofbauers und nimmt sie an sich, um dem Amt die Vermögensaufstellung zu besorgen.

Die Frau wirtschaftet in unermüdlicher Arbeit weiter, hat einen Beistand, der ist aber hinterrücks ein Radschuh und dreht alles, was gemacht werden soll, zu seiner Schwester Ungunsten. Dem verschlagenen Burschen kommt ein Umstand zu Nutzen: Plötzlich fallen die Milch-, Vieh- und Landpreise, und die Bauern, die teuren Boden im Besitz haben, bringen den Zins nicht mehr. Auch Lisbeth geht das Zinsen schwer; sie fürchtet den Lostag, wenn er kommt. Mehrmals hat sie den Bruder beschworen, ihr Mann habe noch Wertschriften besessen. Der Bruder redet es ihr aus: Alles Geld sei bei dem Experiment mit der Hungerwiese und bei den Unfällen im Stall draufgegangen.

Es geht härter und härter. Der Bruder läßt der Schwester keine Ruh, jagt ihr die Angst ins Herz, bittet und bettelt, droht und drängt, ihm den Hof zu verkaufen. Die Bäuerin stemmt sich dagegen. Im Herzen hofft sie, es könne der Mann wieder gesunden. Sie darf den Hof nicht wegwerfen. Es sind Kinder da. Bald können wieder bessere Zeiten kommen. Sie holt sich Rat bei den Amtsleuten. Diese sind aber auch der Meinung, die Last sei für sie zu groß, und da der Bruder ihr hoch und heilig verspricht, das Gut ihrem Manne, so dieser wieder gesunde, um den gleichen Preis zurückzuerstatten, verkauft sie es endlich ihrem Bruder und muß fortan um das Brot und die Kleidung für sich und die Kinder ihm als Magd dienen...

III.

Im „Rank" wird eine Gant abgehalten.

Die Bauern sitzen vor ihrer Tranksame an den Tischen und stützen die Ellbogen darauf. Sie hören dem Schreiber zu, der ihnen die Versteigerungsbedingungen aus einem großen Bogen Papier herunterliest. Der neue Kreuzackerhofbauer will einen schlagfälligen Wald auf Abruf versteigern. Es reizt ihn, das bare Geld dafür zu besitzen. Der Wald gehört zum neuen Hof, den er vom kranken Schwager sich angeeignet. Die Mutter hat ihm vom Verkauf abgeraten. Sie wollte ihm beliebt machen, die reifsten Stämme zu schlagen und mit dem Rest sich auf noch bessere Holzpreise zu vertrösten. Stephan hatte es sich aber geschworen, seinen Willen durchzusetzen. Er will den Wald samt dem Boden oder das Holz stehend verhandeln. Der Wald muß ihm fallen, so oder anders...

Zwei Holzhändler und eine Genossame interessieren sich um das Objekt. Sobald zum Angebot aufgefordert wird, schlagen sie an, zuerst vorsichtig mit niedern Preisen tastend. Dann treiben sie sich in die Höhe. Die Bauern wenden ihre Köpfe, wenn von links und rechts her die neuen Anschläge und Ueberangebote an ihre Ohren dringen. Nun stockt der Wettstreit... Einer der beiden Holzhändler hält den höchsten Preis inne. Schon zweimal ruft der Weibel nach einem Ueberschlag... Es bleibt still in der Runde. Gespannt warten die Bauern auf den endlichen Zuschlag. Der Weibel zwinkert mit den Augen nach dem Gantgeber. Dieser hebt läßig die beiden Achseln. Zu niedrig scheint ihm der Preis noch zu sein. Also ruft der Weibel den Wald nochmals aus, zum ersten... zum zweiten... und...

Da reißt einer die Gaststubentüre auf und steht mitten unter dem Türgericht...

Crispin...

Im zwilchenen Kleid der Anstaltsinsassen steckt er. In den Augen fackelt ein unheimliches Feuer. Zorngerötet ist sein Gesicht.

So steht er da und sucht seinen Schwager...

Von den Bauern an den Tischen sind einige aufgestanden und schauen gespannt nach dem Angekommenen. Der Weibel stockt mit seinem Wort...

Jetzt hat Crispin seinen Schwager erschaut.

Er macht einige Schritte gegen die Tische und faustet den Stephan also an:

„Schelm... Erbschleicher... Hund! Du hast mir den Hof gestohlen! Du hast mir das Geld genommen! Gib es heraus...! Schelm... Erbschleicher ... Hund!"

An Stephans Schläfen schwellen die Zornadern. Er schnellt wie ein Tiger von seinem Tisch auf, springt auf den Schwager zu und stößt ihm die Faust vor die Brust. Crispin schnappt einen Augenblick nach Atem, taumelt und stürzt rücklings zu Boden, mit dem Kopf wuchtig an der Stubenofenecke aufschlagend...

Ehe sich der Schreiber einmischen und zum Rechten sehen kann, ist das Unglück geschehen. Crispin liegt wie gefällt und leblos am Boden. Aus der geschlagenen Wunde am Hinterkopf träufelt Blut auf den Stubenboden. Die Wirtin und der Weibel bemühen sich um den Verunglückten und tragen ihn auf ein Lager. Noch schlägt sein Herz. Die Augen stehen weit offen. Groß zeigt sich das Schwarze der Pupillen. Ein Bub läuft nach dem Arzt. Die Gantverhandlung wird abgebrochen. Einige der Bauern machen sich auf den Heimweg, drücken sich durch die Türe nach Hause. Andere warten neugierig der kommenden Dinge...

Und da ist ein Bauer unter ihnen, hochgewachsen, mit grauen Haaren. Es ist der Bruder der ersten Frau, die im „Rank" wirtschaftete. Ein rechtschaffener, angesehener Mann. Der stellt sich vor Stephan hin und setzt ihm die wuchtige Warnung ins Ohr:

„Bub! Du wirst Rede stehen müssen!"

Der Alte kehrt sich um und verläßt die Stube. —

Es währt nicht lange, erscheinen ein Untersuchungsamtmann und ein Polizist. Sie nehmen den Verunglückten in Augenschein, lassen sich den Hergang genau berichten und bringen die Aussagen zu Papier.

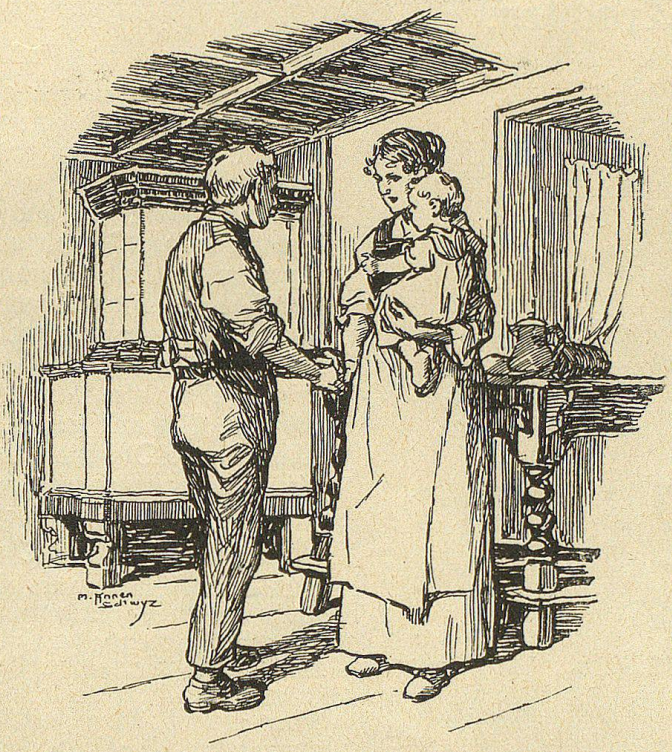
Nicht genug! Sie gehen mit Stephan auf seinen Hof und beschlagnahmen ihm alles, was er an Schriften in Schrank und Kasten verwahrt hat. Ganz bleich vor verbissenem Zorn schaut ihnen der junge Bauer zu. — Später, da die Beiden

gegangen sind, hockt er sich auf einen Stuhl, preßt sich die Hände zu Fäusten und brütet vor sich hin..

— — — — — — — — — —

Was ist's denn mit dieser ungerechneten, plötzlichen Heimkehr Crispins? Wie kommt er so hineingeschneit in die Wirtsstube am „Rank"?

Es war ihm in der Heilanstalt nach einer Folge böser Anfälle, von denen einer eine zeitlang eine teilweise Lähmung mit sich führte, ganz ordentlich gegangen. Er sagte selber, es sei ihm, als ob sich in seinem Kopf etwas gelöst habe. In diesem Zustande traf ihn seine Frau Lisbeth bei einem Besuche in der Anstalt. Sie freute sich darüber, daß ihr Mann wieder seit langer Zeit vernünftig zu reden vermochte. Er bat ihr alles zugefügte Ungemach ab und erklärte, daß er, wenn er wieder einmal ganz gesund sei, mit verdoppelter Kraft arbeiten und lieb und gut zu ihr sein werde. Zum erstenmale auch erkundigte er sich über seine Kinder und seinen Hof.



Die Frau, der Wirkung ihrer Rede nicht bewußt, erzählte ihm darauf, wie sie um den Hof gekommen und bettelarm geworden war. Dieser Bericht brachte Crispin derart auf, daß er von einem Wutanfall, der ihm das Blut in die Augen und den weissen Schaum auf die Lippen trieb, gepackt wurde. Lisbeth fiel ihm in die wild fuchtelnden Arme und versuchte ihn zu besänftigen. Er stieß sie hart beiseite und riß sich im Zorn die eigenen Kleider auf. Des Lebens nicht mehr sicher, rief die Frau um Hilfe, und die herbeieilenden Wärter nahmen den Wütenden in Gewahrsam...

In einer furchtbaren Seelenverfassung kehrte die unglückliche Frau heim.

Nach einigen Tagen erholte sich Crispin. Er durfte wiederum ins Freie, um dort eine leichtere Arbeit zu verrichten. In einem unbewachten Augenblick entwich er ungesehen mit einer katzenhaften Schnelligkeit der Anstalt und tauchte plötzlich am Gantnachmittag in der Wirtsstube zum „Rank" auf, wo er mit seiner flammenden Anklage dem Schwager gegenüber trat und von diesem wund geworfen wurde...

Und dann erfüllt sich alles, wie es kommen mußte.

Crispin hat sich beim Fall einen Schädelbruch zugezogen. Tagelang liegt er bewußtlos in der Wirtschaft. Sein Leben hängt an einem Faden. Aber dieses Leben ist zähe. Ganz unerwartet stellt sich die Besserung ein; das Bewußtsein kehrt zurück und die Genesung schreitet rasch vorwärts.

Ueber Stephan aber zieht sich das Gericht zusammen. Der Amtmann stellte nach einem peinlichen Untersuch fest, daß der gewissenlose junge Mann seinen Schwager und seine Schwester als Vormund in einer schmählichen Weise hintergangen und daß er sich bares Geld, beträchtliche Werttitel und den ganzen Hof in unrechtmäßiger Weise angeeignet hat. Auch soll er sich wegen des bösen Wurfes, mit dem er seinen Schwager bedacht hat, verantworten.

Just an dem Tage, da der Amtmann den Befehl gibt, Stephan hinter Schloß und Riegel in sichern Gewahrsam zu verbringen, macht sich der junge Bauer aus dem Staube und kann trotz aller Bemühungen nicht mehr aufgefunden und eingefangen werden.

Der Hofverkauf wird rückgängig gemacht, und das Gut wieder auf den Namen seines frühern Besitzers eingeschrieben. Crispin genest und kehrt in den Schoß seiner Familie auf dem zurückeroberten Hof zurück. Und seltsam: Seit dieser schweren Krankheit und der beinahe tödlich wirkenden Kopfverletzung spürt der Bauer nichts mehr von seinem frühern Leiden, von den heißen Wallungen zum Kopfe, vom brennenden Feuer auf dem Scheitel und von der jagenden Unruhe im ganzen Leib. Die peitschende Glut in seinem Körper ist erloschen. Es kehrt die starke Lust am Leben und an der Arbeit zurück. Nun hantiert er wieder wie früher flink und kundig mit Gabel und Rechen, arbeitet ruhig und überlegt mit seinen Maschinen und prüft mit seinem Kennerblick den Stand und das Wohlbefinden seiner Viehhabe.

Oft sieht man ihn, wie er auf der Bodenwelle hinter der Hungerwiese steht, dort, wo ihm die böse Katastrophe das kostspielige Werk vernichtet hat.

Zwei Jahre vergehen.

Da geht Crispin doch noch einmal hinter das Werk. Es läßt ihm keine Ruhe. Aber alles wird reiflicher und besser überlegt. Er hat auch einen guten Akkordanten für die Arbeit gefunden, und in wenigen Wochen, bei günstigem trockenen Wetter, wird die große, schöne Leitung in den tiefen Schlitz der Bodenwelle gelegt, und befriedigt über das

gelungene Werk sieht der junge Bauer das rostbraune Wasser der Sumpfwiese aus der Röhre herauslaufen. Das Werk ist ihm gelungen. Er faßt die Hand seiner neben ihm stehenden Frau. Der kräftige Druck soll ein Dank an ihre Liebe und Treue sein.

In ihrer Erinnerung jagen sich die bösen Jahre und Tage der Vergangenheit. Schon liegen graue Fäden in den Haaren der beiden Eheleute, Zeugen des ausgestandenen Kummers und der Sorgen.

Aber da nun die Hungerwiese, die verwunschene, erlöst von der bleiernen Schwere ihres sumpfigen Wassers daliegt, ist es der jungen Bäuerin, als sei auch sie von einem schweren, drückenden Schicksal erlöst worden, das über ihr lag.

So erwidert sie seltsam freudig bewegt den Druck der Hand ihres Mannes, und da sie dankbar aufblickt zu Gott, dem Herrn, in dessen Hand Prüfung und Erlösung liegen, schaut sie den wolkenlosen, klaren Himmel und fühlt den Strahl der belebenden Sonne auf ihrer Stirne...

So schön ist die Welt! So schön das Leben nach der dräuenden, dunkeln Nacht!

Thurgauische Trachten.

Von **Julie Heierli.**

Bild 1. Panzermieder, dicke Hüften.

Der Appenzeller Kalender hat seinen Lesern bereits in früheren Jahrgängen gezeigt, daß die heutigen Kantonsgrenzen in der Schweiz selten auch die Grenzen für bestimmte Trachten bilden. Die Verbreitung und Ausdehnung einer Tracht richtete sich mehr nach politischer, Glaubens- oder Standeszugehörigkeit. So auch im Kanton Thurgau. Der nördliche Kantonsteil längs des Bodensees bis Dießenhofen am Rhein unweit der Stadt Schaffhausen hatte nie eine für sich eigenartige Tracht aufzuweisen. Das Fehlen einer ausgeprägten Tracht ist darauf zurückzuführen, daß besonders in diesem Teil des Thurgaus Industrie, Handel und Verkehr mit der Außenwelt seit alter Zeit lebhaft waren und nicht zugelassen hatten, veraltende Moden zu pflegen, beizubehalten und durch Eigenart typisch auszubilden.

Die Bewohner der an den Handelsstraßen gelegenen großen Flecken und Dörfer des Kantons Thurgau überhaupt kleideten sich nach städtischem Vorbilde. Auch die Bauern folgten der seit 1800 immer schneller wechselnden Allerwelts-, d. h. französischen Mode. Wohl gab es abseits gelegene Weiler und Höfe, wo alte Moden seßhaft blieben. Solche veraltete Kleidung wurde dann als Tracht angesehen, die an Ort und Stelle entstanden und ausschließlich nur hier getragen worden sein sollte.

Dekan Pupikofer in Bischofszell schrieb in seiner Geschichte des Kantons Thurgau über die Kleidung:

„Sämtliche Thurgauer schützten sich gegen Sonnenschein und Regen mit dem dreifach aufgestülpten Filzhute, dem Nebelspalter, bis der flüchtige runde Hut die junge Welt entzückte. Dazu das stattliche Camisol, in welchem ältere Leute so solid neben den jüngern Männern mit ihren zurückgeschnittenen Röcken sich ausnahmen. Die Eggnacherbauern (in der Nähe von Arbon) gürteten ihre Hüften noch mit Räderhosen im Anfang des laufenden Jahrhunderts, während andere Landleute enge, lange Hosen trugen oder kurze von Sammet oder Leder mit darüber hinauf gewickelten Strümpfen, die wohlgeformte Waden zeigten."

Diese Notizen zeigen, daß die Männer im Thurgau im allgemeinen mit städtischer Mode sich kleideten, daß nur allein die Egnacher Bauern der Mode zum Trotz ihren bäuerlichen Stolz darein setzten, am Altgewohnten festzuhalten. Das führte dann zur Annahme, sie hätten eine eigene Tracht gehabt. Diese Auffassung wird aber durch weitern Ueberblick und Vergleichung mit andern Gegenden widerlegt. Die Egnacher Räderhosen bestanden aus ungebleichter, grober Leinwand, wie alle Pump- oder Pluderhosen, die nicht nur in der Schweiz bei